

Die Lamafrau:

GLÜCKSMOMENTE
IN DER BEGEGNUNG
MIT TIEREN



Die Suche nach dem Glück bestimmt unseren Lebensweg. Jeder möchte glücklich sein, ob mit dem passenden Partner, dem richtigen Beruf, mit Wohlstand, gutem Essen oder einem schönen Zuhause. Wenn wir uns gerade einen dieser Wünsche erfüllt haben, geht ein anderer wieder verloren. Unser Glück – das lehrt uns dieses Leben – ist nicht von Dauer und schon gar nicht von materiellen Dingen abhängig. Auf der mühsamen Suche nach dem Glück und vielen schweren Schicksalsschlägen kann ich heute aus tiefem Herzen sagen: „Ich bin glücklich!“

Heute, nach einem langen schweren Weg, bin ich glücklich, mit meinen beiden Töchtern und in der Begegnung mit Tieren leben zu dürfen. Zu den Tieren gehören zwei Lamas, drei Ziegen, die beiden Gänse, drei Hunde, drei Hängebauchschweine, acht Hühner und eine Katze. Täglich erfahre ich – in der Hektik des Alltags – mit und durch sie Momente des Glücks, der Stille und der Wahrhaftigkeit, in denen ich mich und den Sinn des Lebens finde.

EIN TRAUM AUS DER KINDHEIT ERFÜLLT

Schon als Kind liebte ich Tiere und träumte davon, eines Tages auf einem Hof mit vielen Tieren zu leben. Mein Lebensweg war jedoch anders vorgesehen, jedenfalls vier Jahrzehnte lang, in denen ich hart arbeitete, eine Ehe scheiterte und mein zweiter Mann nach einer schweren Krankheit starb. Im Zeitraum von nur zwei Jahren verlor ich weitere geliebte Menschen, worauf mir Existenzängste und Gesundheitsprobleme zu schaffen machten. Nach dem Tod meines Mannes und der anschließenden Trauer fasste ich dennoch Mut für ein neues Leben, nach dem ich mich immer gesehnt hatte: Ein Haus am Wald mit etwas Land, wo sich etliche Tiere wohl fühlen. Während sie mich von Anfang an „erkannten“ und annahmen, brauchte ich eine Weile, sie so wahrzunehmen, wie sie sind: einzigartig und natürlich in ihrem Verhalten mit einer offenen Zuwendung mir gegenüber, die ich als großes Geschenk empfinde. Sie inspirieren mich zu meiner Arbeit, zum Schreiben, sie geben mir Ruhe, sie erheitern mich und machen mich traurig (wenn eines krank wird oder sogar stirbt); sie schenken mir Trost, Kraft und Gesundheit durch die tägliche Bewegung an der frischen Luft. Sie lassen mich erkennen, wer ich wirklich bin. Sie öffnen meine Sinne, die Natur mit ihrem ganzen Zauber zu jeder Jahreszeit wahrzunehmen, und sie bringen mich immer wieder zum Staunen.

VON TIEREN LERNEN

Jedes meiner Tiere hat seine Vorgeschichte und meist ist es eine traurige. Einige – wie mein Zirkuslama „Sancho“ – tragen Narben nicht nur am Körper, sondern auch an ihrer Seele und es dauerte eine Weile, bis sie wieder Vertrauen zu einem Menschen fanden. Würden wir – wie von einem anderen Stern – das Verhalten von Menschen und Tieren auf dieser Erde betrachten, kämen wir zu einem niederschmetternden Urteil – über den Menschen.

Seitdem er auf dieser Erde lebt, bedient er sich egoistisch, selbstherrlich, skrupellos, haltlos und zerstörerisch an allem, was die Tierwelt bietet. Dabei geht es nicht um die Nahrung, die er „bezieht“ und bis zu einem bestimmten Maß auch braucht, sondern um die Missachtung der Tatsache, dass wir alle – Menschen und Tiere – ein Teil des Universums sind. Aber der Mensch breitet sich rücksichtslos aus, zerstört, bereichert sich von Habgier getrieben und quält, ohne zu erkennen, wie selbstzerstörerisch sein Handeln ist. Alarmierenden Zeichen wie dem Rinderwahnsinn, der Vogelgrippe oder dem Massentiersterben begegnet er mit blinder Ignoranz und stürzt sich weiter in sein Unglück.

Dabei kann jeder einzelne helfen, dieses Rad des Grauens nicht gerade zurückzudrehen, aber aufzuhalten. Wie? Es beginnt im täglichen Leben, beim Verzehr von Fleisch, von dem wir gerade zur Grillzeit zu viel gedankenlos zu uns nehmen. Müssen wir diese Unmengen an Eiern verzehren, die in jedem Keks, in jedem Pudding, jedem Fertiggericht, in jedem Nudelpaket stecken und was aus Hühnern nur noch „Eierleger“ macht, die nichts mehr mit den Hühnern gemeinsam haben, die in meinem Garten in der Erde scharren, sich mit ausgestreckten Flügeln sonnen, die fühlen, dass sie leben, und die Eier legen, die ein Wunder sind in ihrer Vollkommenheit, und die man mit Genuss auch essen kann.

Seit Urzeiten haben die Tiere ihre Natürlichkeit bewahrt; sie nehmen sich nur so viel, wie sie brauchen, und sie leben in einem fairen Miteinander. Wie viel könnten wir von ihnen und ihrem Verhalten lernen?

TIERE ZUM KUSCHELN LEIDEN

Nie zuvor haben sich die Menschen mehr zu Tieren hingezogen gefühlt als heute, einer Zeit, die immer technischer, kälter und unmenschlicher wird. Nie wurden so viele Hunde oder andere Haustiere gehalten. Ein deutliches Zeichen dafür, dass die Menschen sich nach Geborgenheit sehnen, wobei sie wieder Tiere missbrauchen, sie

nicht mehr artgerecht halten und nicht beachten, wonach sich alle Tiere sehnen: Nach Freiheit! Es gibt keinen Hamster, keinen Kanarienvogel oder Papagei, der glücklich ist, im Käfig zu leben, oder keinen Hund, der sich in einer engen Wohnung wohl fühlt, oder kein Pferd, das nur eine Stunde am Tag unter dem Sattel in der Reitbahn seine Runden dreht, oder keine Eidechse, die hinter Glas lebt, oder kein Kaninchen, mit dem ständig – sogar im Bett – gekuschelt wird. Die Beispiele ließen sich endlos ausführen. Alle diese Tiere kennen es nicht anders könnte ein Gegenargument lauten. Doch: Sie mussten sich an den Zustand gewöhnen, weil wir Menschen unseren Spaß an ihnen haben wollen. Glücklich sind diese Tiere nicht, denn sie dürfen nicht leben, wie es ihrer Art entspricht und wie sie sich wohlfühlen. Die Zahlen, wie viele Tiere „tot geliebt“ werden, kennt niemand.

Die Faszination, die von Tieren ausgeht, teilt sich uns erst mit, wenn sie frei sind. Wie herrlich anzusehen sind die Bewegungen eines galoppierenden Pferdes auf einer großen Weide; wie erheiternd der Anblick eines Kälbchens, wenn es mit anderen spielt; wie wohltuend ist es, einen Vogel zu beobachten – eine Möwe –, die eine Künstlerin des Fluges ist, oder einen Hasen zu erleben, der Haken schlagend über ein Feld hoppelt?

GLÜCKSMOMENTE IN GUMMISTIEFELN

Mein besonderes Anliegen war es, Tieren, die bisher eingesperrt waren, genügend Auslauf zur Verfügung zu stellen, was sich hinter unserem Haus am Landschaftsschutzgebiet vor den Toren Hamburgs anbot. Natürlich sind auch hier die Möglichkeiten nicht unbegrenzt, da ein Zaun das Gelände abgrenzt. Dennoch haben die Tiere ausreichend Wiesen und kleine Erdwälle zum Laufen und Toben; sie finden frisches Gras, Schatten unter den Bäumen und Schutz vor Regen in einem Stall.

Als ich die beiden pommerschen Graugänse kaufte, die eigentlich als „Weihnachtsbraten“ vorgesehen waren, gestaltete es sich etwas aufwändig, einen Teich für sie zu bauen. Die Mühe hat sich gelohnt: Jeden Tag danken sie mir dies mit ihrem Verhalten. Ich hatte bisher nicht gewusst, dass Gänse, die an Land schwerfällig watscheln, im Wasser zu eleganten Tauchern werden und sie sich ähnlich wie Delphine unter und über der Wasseroberfläche bewegen können. Es ist eine Freude, sie dabei zu beobachten, und oft fällt es mir schwer, mich von dem Anblick loszureißen. Das sind einige der Glücksmomente in meinem Leben, die ich zurzeit mit den Tieren erleben darf. Ihnen ist es egal wie ich aussehe, wenn ich in meiner Arbeitskleidung, den Gummistiefeln, zu ihnen komme, die inzwischen zu meinen wichtigsten Kleidungsstücken gehören. Ich muss nicht gestylt sein und ich glaube sogar, es ist ihnen unangenehm, wenn ich nach Parfum rieche, was ich benutze, wenn ich zu einem Termin in die Stadt fahre. Wenn ich meinem Lama „Sancho“ in eines seiner großen Bananenohren flüstere, dass ich ihn liebe, muss ich nicht damit rechnen, dass er mir darauf einen Heiratsantrag macht.

Etliche Freunde und sogar meine Mutter fragen mich, warum ich mir die tägliche Arbeit des Fütterns, Stallausmistens, der Hufpflege oder des Tränkens zumute. Es ist keine Bürde und keine Arbeit, denn es macht mir Freude. Das alles ist – wie auch das Schreiben – eine wunderbare Beschäftigung für mich. Natürlich nicht immer, vor allem wenn es regnet und ich im Winter abends im Dunkeln durch den Matsch zu den Hängebauschweinen wate, um ihnen ihr angewärmtes Futter zu bringen. Aber jedes Glück hat seinen Preis.

Allen meinen Tieren gehört meine Liebe gleichermaßen, aber an manchen Tagen empfinde ich zu einigen eine besondere Verbundenheit. So mag ich manchmal besonders den Blick, mit dem mich meine weiße Edelziege „Rosalinde“ anschaut, mit einem Lächeln in ihren Mundwinkeln. Manchmal denke ich, dass wir uns in einem früheren Leben schon einmal begegnet sind, weil sie mir so vertraut ist.

Da der Name „Lamafrau“ inzwischen nicht nur so etwas wie mein Künstlername, sondern auch der Titel meines neuen Buches ist, hat diese Tierart auch eine besondere Bedeutung für mich. Vielleicht wurde durch die Erzählungen und Fotos meines Vaters, der beruflich in den Anden war und dort Lamaherden begegnet ist, vor vielen Jahrzehnten schon eine Sehnsucht in mir geweckt. Dass ich einmal selbst so engen Kontakt zu diesen wunderbaren Tieren haben würde, hätte ich mir vor zwei Jahren noch nicht vorstellen können, zumal ich bisher vorwiegend mit Pferden zu tun hatte, die aus Altersgründen gestorben waren. Zufällig sah ich im Fernsehen einen Bericht über Lamas, die ein Bauer in Tirol als Trekkingtiere hielt. Außerdem verkaufte er die wertvolle Wolle dieser Tiere. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich ein Stück Land hinter unserem Haus gepachtet, wo früher die Pferde gegrast hatten. Hier – das war mir plötzlich bewusst – wollte ich einem oder zwei Lamas aus einem Zirkus ein neues Zuhause geben. Mein Lama, übrigens ein besonders großes und schönes, fand ich dann auch bei einem kleinen Wanderzirkus, eingepfercht mit vielen anderen Tieren. Diese ungewöhnliche Begegnung, die mein Leben verändern sollte, beschreibe ich in folgender Geschichte:

„SANCHO“ – DAS ZIRKUSLAMA

„In unserer kleinen Stadt gibt es in der Nähe des Schwimmbades eine große Wiese an einer Straße gelegen, an der ich täglich vorbeifahre. Alle paar Monate bauen hier die Wanderzirkusse ihr Zelt auf. In wenigen Stunden entsteht eine eigene kleine Stadt, in der die Zirkusleute und ihre Tiere für einige Tage bleiben. In den Außengehegen grasen dann Kamele, Elefanten, Ponys, Ziegen, Nashörner, Emus und alle möglichen anderen exotischen Tiere am Rande der kleinen Nordheidestadt so selbstverständlich, als seien sie immer schon hier zuhause.

Die Hunde der Zirkusleute mögen keine Fremden, die in ihre kleine Welt und die Wagenburg eindringen; sie zerrten an den Ketten und bellten, als ich auf der Suche nach einem Lama den Platz betrat. Aus einem lang gestreckten, grünweiß gestreiften Zelt drang ein Scharren und Schnauben und dieser Stallgeruch, der



von allen Pferden ausströmt, ob es Reit-, Renn-, Zirkus-, Wagenpferde oder sogar die weißen Hengste in Lipizza sind. Diese Wärme und der Duft vermitteln mir schon immer ein Gefühl von Heimat, eine besondere Geborgenheit, vor allem, wenn alles sauber ist und es den Tieren gut geht.

Vorsichtig näherte ich mich der Zeltöffnung auf dem Zirkusplatz, auf der Suche nach einem Lama. Ein Teil der Planen war hochgeklappt. Die Öffnung führte ins Dunkle, fast wie in eine Höhle, und mir war fast ein wenig unheimlich. Gleichzeitig wuchs meine Neugier. Kleine Staub- und Strohpartikel tanzten heraus ins Licht. Ich hörte mein Herz klopfen und hielt den Atem einen Moment an. Wenn ich den Schritt durch diese Öffnung wagte, würde ich nicht nur ins Innere des Zeltes gelangen. Ich ahnte, irgendetwas würde passieren, vielleicht eine Begegnung, die mein Leben veränderte. So stand ich einige wenige Sekunden unschlüssig vor der Entscheidung umzukehren, alles so zu lassen wie es war oder mich auf ein Abenteuer einzulassen. Ich entschied mich, den Weg vom Sonnenlicht in die Dunkelheit, ins Unbekannte zu wagen. Ich holte tief Luft und tauchte ein in die Finsternis des Zeltes. Meine Augen mussten sich erst gewöhnen. Für einen Moment sah ich nichts. Dann erkannte ich Ponys, die eng nebeneinander angebunden waren und ihre runden Pos sich wie Brötchen auf einem Blech aneinander wölbten. Ich gelangte an ihnen vorbei zum hinteren Teil des Zeltes, wo ein Bereich von etwa 20 Quadratmetern Größe mit einem Eisengitter abgetrennt war. Ein wenig erinnerte die kunterbunte Tiergruppe an die Arche Noah kurz vor ihrem Start. Ein Esel döste mit hängenden Ohren, drei Ziegen reckten ihre Hälsen und meckerten mich an. Ein Alpaka starrte mit riesigen Augen und halb offenem Maul, dessen überlange Zähne ein Schließen verhinderten, ins Leere; zwei Miniponys kauten auf Strohhalmen und dann lag da das Lama wiederkäuend im Stroh; neben ihm gruben drei Hängebauschweine die Einstreu um. Ich wusste, das war mein Lama.

„Tag! Was wollen Sie denn hier?“, fragte mich ein Mann in Arbeitskleidung und mit einer kalten Zigarette im Mundwinkel, die beim Sprechen auf und ab wippte. Ich zuckte zusammen, wollte mein Erschrecken aber nicht zeigen und entgegnete mit einer Frage:

„Ist das Lama zu kaufen?“

„Das müssen sie den Chef fragen.“

„Und wo finde ich den?“

„Hinten in dem großen Wagen direkt am Zelt.“

„Sagen sie, wie heißt dieses Lama?“

„Ich glaube Max.“

„Max? Das passt so gar nicht. Aber, dann ist es wohl männlich?“

„Isses wohl.“

Während des Gesprächs hatte ich keinen Blick von dem Lama gewandt. Es wirkte erhaben, als habe es mit dem Zirkus nichts zu tun. Ich sprach es an, aber es reagierte nicht.

So war es wohl eine einseitige Liebe auf den ersten Blick von meiner Seite und um die zu kämpfen, machte ich mich auf die Suche nach dem Direktor.

Der Platz war aufgeweicht vom Regen. Ich stapfte zu dem größten Wagen, stieg auf die erste Stufe der Eisenrosttreppe und klopfte an die Tür. Eine schlanke, dunkelhaarige Frau mit einem Baby auf dem Arm öffnete, und ein Duft von gebratenen Zwiebeln wehte mir entgegen. Ich verspürte Hunger und hätte mich gern einladen lassen.

„Kann ich den Chef sprechen?“, fragte ich.

Die Frau sah mich an und schien mich nicht einordnen zu können. Vielleicht dachte sie, ich sei von einer Behörde oder eine Tierärztin. Ihre Mimik zeigte keine Regung.

„Rico“, rief sie ohne sich umzudrehen, „da will dich jemand sprechen.“

Der Chef schlurftete zur Tür und die Frau machte ihm Platz. Rico füllte mit seinem kräftigen Oberkörper, der in dem weißen Achselhemd sehr athletisch wirkte, den Türrahmen aus.

„Was kann ich für sie tun?“, fragte er fast höflich von oben. Die Zirkusleute sind auf eine eigene Art freundlich und doch distanziert.

„Haben sie ein Lama zu verkaufen?“

Ich sah zu ihm hoch.

„Tja – was wollen sie denn ausgeben?“

Das war fast ein Ja.

„Können wir nicht mal hingehen?“

„Eigentlich habe ich keine Zeit. Wir haben gleich Vorstellung. Aber warten sie. Ich komme eben mit.“

Auf dem kurzen Weg vom Wagen zum Zelt erzählte ich, dass ich ein großes Grundstück hätte, einen Stall und er sich gerne alles anschauen könne. Sein Lama würde es wirklich gut bekommen. Ich spürte, es interessierte ihn nicht im Geringsten.

„Tja“, meinte er wieder, „eigentlich wollen wir kein Tier verkaufen, aber ...“

„Aber“, ich ließ ihn nicht ausreden, „bei den vielen Tieren kommt es doch auf ein Lama nicht an. Oder tritt es auf?“

„Das nicht, aber in der Tierschau sehen sich die Leute gerne das Lama an.“

Das Lama Max lag immer noch kauend auf der dünnen Strohschicht, und ich war mir sicher, dass es bald bei mir sein würde. Zu dem Zeitpunkt wusste ich nichts über Lamas, ob sie spucken, beißen oder treten, aber es war mir auch egal. Dieses Lama wollte ich aus dem kleinen Gehege holen und es über unsere Weide toben sehen.

„Ich muss das erst mit meinem Bruder besprechen“, meinte der junge Zirkusdirektor und schaute mich von oben bis unten an.

Ich ahnte seinen Gedanken. „Was will die bloß mit einem Lama?“ „Was soll es denn kosten?“, unterbrach ich ihn. „Das muss ich auch mit meinem Bruder besprechen. Was halten sie davon, wenn sie die drei Hängebauchschweine auch mitnehmen täten? Die buddeln hier alles kaputt.“ „Die Schweine?“ Mein Blick fiel auf die grunzenden, faltigen Viecher, die mit ihren feuchten Rüsselnasen ständig das Stroh hin und her schoben. Ein Schwein war besonders hässlich, fett, mit dicken Wülsten im Gesicht, dass die Augen nicht zu sehen waren. Dazu hatte es noch einen Stiernacken und trockene graue Haut mit wenigen harten Borsten. Dagegen war Max mit seinen großen braunen Augen, dem weichen Fell – auch wenn darin Heu und Popkorn klebten – schön und erhaben wie eine Sphinx. „Denken sie doch mal über den Preis nach“, meinte ich etwas eindringlicher und schließlich murmelte er etwas von 1000 Euro. Mit so viel hatte ich nicht gerechnet. „Mmh“, sagte ich. „Das ist aber ganz schön teuer.“ „Aber die Schweine kriegen sie auch noch dazu.“ „Die will ich gar nicht. Könnte das Lama mal aufstehen?“

Er nahm eine Forke und tippte Max durch das Gitter mit dem Stiel leicht an. Das Lama erhob sich widerwillig, hinten zuerst, und schluckte ein paar Mal. Er war der Größte in diesem Gehege und überragte alle. Ich kramte in meinen Taschen und fand einen Keks. Langsam schob er seinen Kopf darauf zu, öffnete sein Maul und zog den Keks kauend ein, wobei der Kiefer mit den langen Unterzähnen hin und her schwankte. Ich wollte den Hals mit dem weichen Fell streicheln, aber das Tier wich zurück. Später – nach einigen Monaten – erfuhr ich bei einem Lamaseminar, dass Lamas wegen ihres sanften, zurückhaltenden Wesens in der Therapie bei traumatisierten Frauen und autistischen Kindern eingesetzt werden. „Wir haben bald Vorstellung“, meinte der Zirkusdirektor und blickte zum Ausgang. „Sie können sich es ja auch noch mal überlegen und ich spreche mit meinem Bruder.“ „Ich habe mich schon entschieden“, sagte ich und hielt ihm meine Hand hin. Er schaute darauf und sagte: „Arbeiten können sie jedenfalls.“ „Ja, ich habe Ziegen und Gänse zuhause und früher hatten wir Pferde.“ Ich empfand die Bemerkung fast als Anerkennung. „1000 Euro – also gut – und wann können sie ihn mir bringen?“ Er nahm meine ausgestreckte Hand und drückte sie fest. „Bevor wir weiterfahren, so in drei Tagen.“ „Ich bleibe noch einen Moment hier. Ist das ok? Meiner Tochter würde ich gerne das Lama zeigen. Ich muss sie nur kurz anrufen.“ „Wie alt ist denn Ihre Tochter?“ „Also ich habe zwei, eine Kleinere und eine Ältere.“ „Sind die so hübsch wie ihre Mutter?“ „Viel, viel besser“, ich stotterte ein wenig, weil ich auf dieses Kompliment nicht vorbereitet war und es auch nicht für angemessen hielt. Plötzlich schien Rico es nicht mehr so eilig zu haben. „Mein Bruder sucht ne Frau.“ „Also, meine große Tochter ist 26 und sie ist wirklich hübsch. Wenn sie das Lama bringen, ist meine Tochter auch sicher da“, meinte ich. „Gut, tschüs dann. Vielleicht kommen Sie ja in die Vorstellung. Dann sagen Sie meiner Schwägerin an der Kasse Bescheid“, meinte Rico noch und verschwand aus dem Zelt. Ich wählte Vickys Nummer. „Kannst du bitte sofort kommen?“ „Mama, ich sitze am PC und arbeite.“ „Das kann ich mir denken, aber vielleicht kannst du mal kurz eine

Pause machen und ...“ „Wo bist du und warum soll ich gerade jetzt kommen?“ „Ich habe im Zirkus ein Lama gefunden und will es dir zeigen.“ „Kannst du das nicht allein entscheiden?“ „Ja, aber tu mir diesen einen Gefallen und komm!“ „Es ist gut. Ich komme.“ Ich wandte mich wieder dem Lama zu, das mich immer noch nicht beachtete, während die Ziegen mit den Vorderbeinen am Zaun hochstiegen und mir ins Gesicht hauchten. „Wenn du zu mir kommst, hast du es ganz schön. Ganz viel Gras und viel Platz und einen eigenen Stall und Bäume.“ Das Lama sah unter seinen weißen langen Augenwimpern durch mich hindurch in irgendeine Weite.

Die Schweine gruben mit ihren Rüsselnasen das Stroh systematisch um und bedrängten das Lama. Es wich zurück. Ich ging in die Hocke und versank eine Weile im Betrachten der Tiere. Wie wenig Platz gab es hier für sie. Gut, dass das Lama hier heraus durfte. „Und die anderen?“, fragte eine innere Stimme. Ich empfand das als Ungerechtigkeit den anderen Tieren gegenüber, die tagein tagaus in der Enge leben müssen, die ständig auf einen Anhänger getrieben, um von einem Ort zum anderen geschafft zu werden. Wie trostlos für die Armen und wie sinnlos. Während ich darüber nachdachte und meine Stimmung sank, klingelte mein Handy. Es war Vicky. „Wo bist Du? Ich stehe vor dem Zirkus.“ „In dem langen Zelt ganz hinten bei dem Lama.“ Wenige Minuten später kam sie die Stallgasse entlang. „Das ist so lieb von dir, dass du gekommen bist“, begrüßte ich sie. „Es ist wirklich hübsch. Was ist es denn?“ „Ich glaube ein Hengst, so heißt das wohl bei Lamas oder?“ „Sollten wir nicht lieber eines von den Pferden nehmen? Dann könnten wir wenigstens wieder reiten.“ „Du weißt doch, dass ich nie mehr reite, seit mein Nobody gestorben ist.“ „Ich will das nicht allein entscheiden; ich brauche deine Meinung und – der Bruder von dem Zirkusdirektor wollte dich übrigens auch gern kennen lernen.“ Als ich das ausgesprochen hatte, wusste ich, dass es falsch war. „Mama, du bist manchmal unerträglich. Ich gehe jetzt.“ „Schrei doch bitte nicht so laut, das ist ja peinlich.“ „Die drei Hängebauchschweine sollen wir übrigens auch bekommen“, sagte ich, da jetzt sowieso alles egal war. „Das ist nicht dein Ernst.“ „Der neue Stall hat Platz genug und sie haben einen großen Auslauf. Hier haben sie alle zusammen viel weniger Platz.“ „Na ja, du solltest dir überlegen, was du tust. Es kommt eine Menge Arbeit auf dich zu. Ich muss jetzt los, kommst du mit?“ Wir gingen gemeinsam zurück. Ich wollte Johanna gleich von der Schule abholen, die sich ganz in der Nähe befindet, und ihr das Lama zeigen. „Du bist ja pünktlich heute“, meinte sie erstaunt, als ich mit laufendem Motor vor ihrer Schule wartete. „Ich wollte noch kurz mit dir am Zirkus vorbeifahren. Ich habe nämlich ein Lama gefunden.“ „Toll“, freute sie sich, „wann kriegen wir es denn?“ „In ein paar Tagen.“ Als wir zu dem Gehege kamen, lag das Lama wieder an derselben Stelle. „Sind die süß“, freute sich Johanna über die Schweine, die nahe am Zaun im Stroh stöberten, bevor sie überhaupt das Lama wahrnahm. „Die sollen wir übrigens auch haben, sogar umsonst.“ „Wirklich Mama? Wie toll.“ „Aber ich finde sie so schrecklich hässlich.“ „Überhaupt nicht; schau sie dir doch mal genau an.“ Ich ging in die Hocke und sah in die Gesichter der Schweine und mir wurde bewusst, Johanna hatte Recht. Das waren drei drollige Gesellen und auf ihre Art schön. Ein Hängebauchschwein kann nun mal

nicht wie ein Bambi aussehen. Warum müssen wir immer so schnell urteilen und Vergleiche anstellen? Nicht nur was Hängebauchschweine angeht. „Johanna, was meinst du, wollen wir das Lama nehmen?“ „Und die Schweine“, lenkte sie ein.

Zuhause streute ich den Stallboden ein und freute mich, endlich wieder eine Forke in der Hand zu haben, das Rascheln des Strohs zu hören, den Duft von Heu zu riechen. Das erinnerte mich an „Nobody“, meinen schwarzbraunen Traberwallach, der mich ein Vierteljahrhundert durch mein Leben begleitet hatte. Fünfjährig hatte ich ihn zum „Schlachtpreis“ gekauft, weil er nur noch den Wert seines Gewichtes hatte. Als viel versprechendes Rennpferd war er von Hamburg nach Frankfurt verkauft worden, wo er sich beim Training schwer verletzt hatte. Als Rennpferd war er nicht mehr einzusetzen. So wurde er zum Reitpferd in kurzer Zeit „umfunktioniert“ und an eine Reiterin verkauft. Sie stellte ihn in einem Stall unter, kam einige Male und verschwand. Einige Tage stand der hübsche dunkelbraune Wallach im Stall, daraus wurden Wochen und Monate; sein glänzendes Fell wurde stumpf, seine Muskeln schwächer und sein Blick trüb. Inzwischen verhandelten Anwälte darüber, wer für die Stall- und Futterkosten aufkommen sollte, und niemand dachte dabei an das Elend dieses noch jungen Pferdes, das inzwischen in die hinterste Box ohne Fenster gestellt worden war. „Der ist günstig zu kaufen“, sagte der Stallbesitzer. Als ich das Pferd auf die Stallgasse führte, kamen mir vor Wut und Mitleid Tränen. Wackelig und kraftlos, ohne Lebenswillen stand das Pferd auf seinen Beinen, kaum in der Lage, einige Schritte zu gehen. Anfangs lächelten die anderen Pferdebesitzer über mich und mein struppiges Pferd, das eher an einen Muli erinnerte. Wir machten kleine Spaziergänge, die „Nobody“ schnell erschöpften. Ich flüsterte ihm in sein Ohr, während ich neben ihm ging, dass jetzt alles gut werden würde. Im ersten Sommer schickte ich ihn zur Erholung auf eine große Weide, besuchte ihn fast täglich und brachte ihm zusätzlich Kraftfutter. Schon ein Jahr später erkannte niemand in meinem „Nobody“ die frühere „Mähre“. Allen, die uns mitleidig belächelt hatten, wollte ich zeigen, was für ein wunderbares Pferd ich hatte. So nahmen wir an einem Turnier teil. Mit Erfolg. Die grüne Schleife für den fünften Platz habe ich viele Jahre aufbewahrt. Unzählige wunderbare Ausritte in die Natur haben wir in den folgenden 20 Jahren gemeinsam erlebt, und wo immer ich beruflich für eine Weile war, fand ich in der jeweiligen Stadt einen Stall mit angrenzender Weide für meinen „Nobody“. Im Winter ging er vor dem Schlitten und beide Töchter haben auf seinem Rücken Reiten gelernt. Die letzten Jahre befand sich sein Stall gegenüber von unserer Küchentür und wann immer ich die Tür öffnete, begrüßte er mich mit einem tiefen sanften Wiehern. Im hohen Pferdealter von 29 Jahren hatte mein Pferd beschlossen, dass es genug des Lebens sei, und war eines Morgens einfach nicht mehr aufgestanden. Er war nicht krank; nur seine Beine waren steif und die Zähne schlecht. Als er auch nach Stunden nicht hoch kam, ließ ich den Tierarzt kommen, der ihn einschläferte. Als mein altes Pferd seinen letzten Atemzug tief und ruhig tat, seinen schweren Kopf in meinen Schoß gebettet, dachte ich: „Den letzten Ritt machst du allein mein Alter, aber lauf nicht zu weit, damit ich dich irgendwann wieder finde.“ Benommen stand ich auf, ging ich in die Küche und versenkte meinen Schmerz in Sekt. Ich trank aus der Flasche soviel ich trinken

konnte. Dann torkelte ich ohne Ziel los in den Wald, unsere Strecke, die „Nobody“ und ich so viele Male gemeinsam gegangen waren, langsam im Schritt, während er an den Gräsern und Büschen naschte und auch oft im leichten Galopp. Klaus, mein Mann, fand mich Stunden später an einem Baumstamm hockend. Frierend – es war Mitte November – und leer.

Als ich am nächsten Tag sah, wie die Zirkusleute das große Zelt abbauten, besuchte ich noch einmal den Direktor, den ich bei den Arbeiten auf dem Platz fand. Ich glaube, er hatte mich und sein Versprechen völlig vergessen. Das Geschäft am Vorabend war nicht gut gelaufen und entsprechend schlecht die Stimmung.

„Sie hatten mir doch das Lama versprochen!“ „Gut, dass sie mich erinnern. Wir können es morgen bringen.“

Ein großes, gelbes, klappriges ehemaliges Postauto kam dann wirklich am Sonnabend vorgefahren. Ich hörte das Gerumpel schon von weitem und lief ihm entgegen, um das Tor zur Weide zu öffnen. „Ihr könnt bis zum Stall fahren“, rief ich aufgeregt zu Rico und seinem Beifahrer. Von den Tieren war nichts zu sehen.

„Habt ihr das Lama?“ „Ja, und die Schweine.“ Sie stiegen aus und öffneten die hintere Tür. Es war dunkel in dem Wagen. Nur die weiße Stirn des Lamas war zu sehen, das auf dem Boden lag. Platz zum Stehen hätte es auch nicht gehabt. Rico machte ein Seil an das Halfter und zog daran, bis das Lama aufstand und gebückt vortrat. Im Hintergrund ruschelten und grunzten die Schweine. Die Zirkustiere schienen den Transport gewohnt zu sein und verhielten sich ruhig. „Max“, den ich von nun an „Sancho“ nannte, sprang elegant von der Rampe, reckte draußen den Hals, schaute ruhig in die Runde und holte durch seine schmalen Nasenlöcher tief Luft.

„Kann ich ihn halten?“, fragte ich Rico und er drückte mir das Führseil in die Hand.

„Komm, du bist jetzt hier zuhause, schau dich mal um“, lockte ich das Lama, das mir willig folgte. Ich ging eine kleine Runde und ich freute mich. Ich hatte mein Lama.

„Tun sie es erst mal in den Stall“, meinte Rico.

„Sancho“ sperrte sich an der Tür, aber ich lockte ihn, indem ich das Futter in der Krippe, das aus Hafer, Ziegenfutter und klein geschnittenen Äpfeln bestand, mit einer Hand durchrührte.

„Dem geht's ja nicht schlecht hier“, meinte der zweite junge Mann, den ich bisher kaum wahrgenommen hatte. „Das ist mein Vetter Arthur“, stellte Rico ihn vor. Arthur trug ein schwarzes T-Shirt und die muskulösen Arme waren etwa doppelt so dick wie meine Oberschenkel. „Mein Vetter ist Feuerschlucker und Schlangenbeschwörer“. Vicky, die doch gekommen war, Ursel, meine Freundin und zwei Freunde guckten ihn staunend an. Er verschränkte seine Arme, die dadurch noch kräftiger wirkten.

„Wollen wir die Schweine holen?“ fragte er.

Die beiden Männer waren zum Wagen gegangen und Arthur kam mit dem grunzenden Hängebauschwein auf dem Arm zurück. Jetzt verstanden wir, warum Rico den muskulösen Feuerschlucker mitgebracht hatte.

Die Zirkusleute drängten, wieder loszukommen. Ich fasste Rico am Arm und nahm ihn ein Stück zur Seite, um das Lama zu bezahlen. Ich blätterte ihm die Scheine in die Hand und verzählte mich. Das ist mein Problem mit Zahlen, vor allem wenn ich aufgeregt bin. Ich winkte ihnen zum Abschied zu und schloss sorgfältig die Pforte hinter dem gelben Wagen.

Wir gaben den Schweinen eingeweichtes Gerstenschrot, das sie genüsslich schmatzend verdrückten.

Ich schüttete noch ein wenig Heu auf und nach und nach verabschiedeten sich alle. Ich blieb noch eine Weile bei meinen Tieren.

Als ich Johanna abends einen Gutenachtkuss gab, sah sie mich nachdenklich an.

„Wie gut, dass wir die Schweine genommen haben.“ „Warum?“

„Damit sie endlich mit ihren Nasen in der Erde graben können.“

„Du hast Recht, Schweine müssen graben und Kinder müssen jetzt schlafen. Gute Nacht, meine Kleine“, sagte ich.

„Gute Nacht – Lamamama.“

Inzwischen lebt „Sancho“ seit zwei Jahre bei uns, er hat seine Scheu abgelegt. Anfangs ließ er sich nicht berühren, doch inzwischen liebt er es, wenn ich ihm den Rücken kraule. Manchmal tauche ich meine Nase in sein Fell und atme seine Wärme ein. Inzwischen hat er auch eine kleine Gefährtin, „Fatima“, ein Guanako-Mischling, den mir meine Töchter und Freunde zum letzten Geburtstag geschenkt haben. Sie hatte ein trostloses Leben bei einem Pferdehändler geführt, wo sie mit einigen anderen Lamas in einem Container gehalten wurde. Inzwischen hat die kleine Stute, die in ihrer hellbraunen Farbe und ihren grazilen Bewegungen an ein Reh erinnert, an Kraft und Gewicht zugenommen, aber vor allem an guter Laune. Übermütig wie ein Känguru hüpfte sie häufig durch die Gegend und schnalzt dabei mit der Zunge. Manchmal nehme ich die Lamas beim Spaziergang mit den Hunden im Wald mit, wobei ich „Sancho“ führen muss, damit er nicht wegläuft. Jedes Mal sind diese Ausflüge ein wunderbares Erlebnis. Einmal ist die Tür zur Weide offen geblieben und „Harry“, das Hängebauschwein, ist uns gefolgt. Ausgerechnet an diesem Tag trafen wir Spaziergänger im Wald, was nicht so oft vorkommt. Sie staunten über die ungewöhnliche Karawane.

Manchmal überlege ich mir, was mein verstorbener Mann zu meinem heutigen Leben sagen würde, das sich sehr von unserem früheren mit den vielen gesellschaftlichen Verpflichtungen und Golfspielen unterscheidet; aber von wo aus er auch immer auf uns hinabblickt, er wird lächeln, da bin ich mir sicher.

ALLES HAT SEINE ZEIT

Irgendwann, wenn ich keine Schubkarre mehr schieben und keine Heuballen mehr tragen kann, werde ich mich mit Freude daran erinnern, und bis dahin die vielen täglichen Glücksmomente bei der Begegnung mit meinen Tieren als Geschenk annehmen.

Maria Köllner, Journalistin und Autorin mehrerer Bücher, darunter das Hörbuch „Mut macht glücklich“ mit wirksamen Tipps für ein glückliches Leben. Immer sind es Tiere, Hunde, Ziegen, Lamas, Hängebauschweine und andere, die eine wichtige Rolle im Leben der Autorin spielen. Zurzeit schreibt sie ihr zweites Buch „Die Lamafrau“, das im Herbst 2007 erscheinen wird. Außerdem gibt es ab März „Der lange Abschied“ als Neuauflage mit dem Titel „Neuer Lebensmut in der Begegnung mit dem Tod“ – die Trauer zulassen und das Leben nicht vergessen. Ein ergreifender Rückblick auf ein Jahr der Sterbebegleitung mit einem Teil II, sieben Jahre später ... Beide Bücher im Verlag Via Nova.

Mit ihren beiden Töchtern lebt Maria Köllner am Rande des Landschaftsschutzgebietes in der Nähe von Hamburg auf einem großen Waldgrundstück.

